

Nach 75 Jahren wird immer noch geforscht

Interview mit dem Historiker Christoph Rass, der die Weltkriegsereignisse in der Region mit mehreren Forschungsprojekten betrachtet hat

KREIS DÜREN Vor 75 Jahren waren zwei tragische Weltkriegsereignisse in der Region vorbei: die Allerseelenschlacht im Hürtgenwald und das große Bombardement der alliierten Luftstreitkräfte am 16. November, bei dem Düren und Jülich fast vollständig zerstört wurden. Losgelassen hat der Krieg die Menschen im Dreieck Aachen, Jülich und Düren aber erst Ende Februar. Noch immer nicht abgeschlossen ist das Aufarbeiten der Ereignisse. Lokale Narrative konkurrieren mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Mit **Christoph Rass**, Professor für Geschichte und Migrationsforschung an der Uni Osnabrück, der seit Jahren zu den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs in der Region forscht, hat **Guido Jansen** über den Kampf um die Deutungshoheit gesprochen.

Was fällt Ihnen zu den Kämpfen im Hürtgenwald ein?

Christoph Rass: Der Begriff „Schlacht im Hürtgenwald“ ist ein Begriff aus der Nachkriegszeit. Niemand hat 1944/45 diesen Begriff benutzt. Für die Amerikaner sind die Kämpfe im Hürtgenwald eine Abfolge von Offensiv-Operationen verstärkter Divisionen, die sich immer stärker überlagern. „Hürtgenwald“ ist in der Nachkriegszeit durch die Bedeutungszuschreibung als „Schlachtfeld“ sogar zu einem Flurnamen und für die Gemeinde namensgebend geworden. Heute reden wir über die Zeit von Oktober 1944 bis Februar 1945 als die „Schlacht im Hürtgenwald“. Aber das ist letztlich eine Konstruktion. Wenn uns das bewusst ist, lässt sich der Begriff verwenden. Er sagt dann auch etwas über Geschichtspolitik und Erinnerungskultur aus. Es hat aber 1944 meines Wissens keinen Strategen gegeben, der eine „Schlacht im Hürtgenwald“ geplant oder die Kämpfe dort so benannt hat.

Eine der blutigsten Schlachten im Zweiten Weltkrieg – das war zu hören und zu lesen rund um den Jahrestag des Beginns der Allerseelenschlacht am 2. November 1944. Was halten Sie von solchen Aussagen?

Rass: Man muss diese Ereignisse in einem Rahmen einordnen. Im Zweiten Weltkrieg gab es auch die Schlacht um Stalingrad, es gab das Vorrücken der Roten Armee auf Berlin, es gab die Belagerung von Leningrad. Das halbe Jahr im Hürtgenwald war als Ganzes eine wichtige Episode im Zweiten Weltkrieg, aber weit davon entfernt, die größte oder blutigste Schlacht gewesen zu sein. Wir müssen wegkommen von dem Generieren von Bedeutung über das Maximieren von Opferzahlen. Kriegsverluste müssen stets sehr differenziert betrachtet werden, um ihre eigentliche Bedeutung und ihren eigentlichen Schrecken zu verstehen. Das heißt übrigens nicht, dass „weniger Opfer“ für den einzelnen Soldaten Krieg zur einer weniger schrecklichen Erfahrung machen. Krieg und Gewalt sind zu tiefst traumatisierend. Es geht vielmehr darum, das Narrativ kritisch einzufangen ohne es auf der Ebene des Erlebens zu relativieren.

Für die Amerikaner sieht das anders aus.

Rass: Aus deren Sicht wird der Hürtgenwald nach der Normandie natürlich zu einer der größeren Operationen und eine schlimme Erfahrung, allerdings zum Teil auch erst in der Rückschau, wenn man sieht, was nach und nach über die Zeit in den Hürtgenwald investiert wird, und auch nur, wenn man die Kämpfe etwa in Nordafrika oder Italien bzw. im Pazifik ignoriert. Solche Einzelergebnisse gehören stets in die weiteren Zusammenhänge eingeordnet. Superlative verbieten sich.

An US-Militärakademien wird der Hürtgenwald immer noch als Beispiel dafür genutzt, wie man einen Krieg nicht führt.

Rass: Ja, aber vor allem mit Bezug



Eines der bekannten Bilder aus den Tagen der Kämpfe im Hürtgenwald: Ein Bauernhof in Hürtgen diente den US-Truppen als Hauptquartier. Die Soldaten nannten den Unterstand „Hürtgen Hotel“.

FOTO: US-NATIONALARCHIV

auf die Allerseelenschlacht im November. Wenn man sich die Operationen östlich von Vossenack anschaut, als es um Hürtgen, Kleinhau, Großhau oder Straß ging – das war für die Amerikaner sicher auch sehr hart, aber auch erfolgreich. Das Negativ-Beispiel bleibt die Allerseelenschlacht. Es gibt im Hürtgenwald aber mindestens vier größere Schauplätze, die heute sehr unterschiedlich gewichtet werden. Man muss die Kampfhandlungen im Hürtgenwald wie ein Mosaik zusammensetzen und darf nicht nur etablierte Narrative reproduzieren. Der Komplex der Allerseelenschlacht um Vossenack, Schmidt und Komerscheid wird stark überzeichnet, während andere Aspekte eher untergehen, die für das Verständnis dieses halben Kriegsjahres in der Eifel aber sehr wichtig sind. Zu fast allen diesen anderen Schauplätzen gibt es immer noch kaum ordentliche Forschung.

Welche neuen Ansätze gibt es, um die Kämpfe im Hürtgenwald zu verstehen?

Rass: Es gibt zum Beispiel eine neue Analyse von Jonathan Zimmerli, wie die amerikanische Armee eigentlich gearbeitet hat, die sehr spannend ist. Die These ist, dass man in den US-Truppen Misserfolg beschönigen musste, wenn man seinen Job als Kommandeur behalten wollte. Auch, wenn es schlecht lief, berichteten die Offiziere von der Front nach hinten an die höheren Stäbe und Kommandostellen, dass man ganz gut voran komme und nicht mehr viel zum Sieg fehle. Das ist eine interessante Spur, der man nachgehen sollte, um zu verstehen, warum die Amerikaner immer weiter Einheiten in dieses Gebiet schickten, ohne zu überlegen, was Plan B sein könnte.

Die Kämpfe im Hürtgenwald beschäftigen nicht nur Historiker. Sie sind nach wie vor attraktiv für Militaria-Fans und liefern den Nährboden für militärische Mythen, in denen es um Tapferkeit und Heldentum geht. Beobachten Sie das auch an anderen Kriegsschauplätzen?

zen?

Rass: In dieser Ausprägung auf kaum einem anderen „Schlachtfeld“. Rund um den Hürtgenwald gibt es eher abgeschottete Echkammern, in denen wenig dialogfähige Geschichtsbilder zusammengezimmert werden. Auf wenigen anderen Schlachtfeldern beobachten wir eine Reenactor-Szene, die den Ort durch das Anlegen eigener „Stellungen“ beschädigt und eine so zerstörerische Tätigkeit von Raubgräbern. Das Gegenteil eines solchen Umgangs wäre vonnöten, ein kritischer und offener Dialog, bei dem auf wissenschaftlichem Niveau argumentiert wird und mit dem Ort sachkundig und behutsam umgegangen wird. Dabei ist zum Beispiel wichtig: Einzelne Erzählungen oder Berichte von Zeitzeugen dürfen wir nicht mit „historischer Wahrheit“ verwechseln. Für die Geschichtswissenschaft sind solche Selbstzeugnisse Quellen, die uns oft mehr über Verarbeitung von Erlebtem als über das eigentliche Geschehen sagen.

Welche Fehler beobachten Sie im Rückblick auf den Krieg im Hürtgenwald?

Rass: Ein Gewaltkontext wie der Hürtgenwald lässt sich nur eingebettet in die Geschichte der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs verstehen. Die Wehrmachtssoldaten dort sind keinen „Opfertod“ für „ihr Volk“ gestorben, wie das noch immer gerne inszeniert wird, sondern sie haben ein verbrecherisches System

verteidigt, das viele Millionen Tote zu verantworten hat und sie – die Soldaten – für einen verbrecherischen Vernichtungskrieg und den Holocaust in den Tod geschickt hat. Es gibt daher auch ganz grundsätzliche Unterschiede zwischen US-Armee und Wehrmacht, die nicht gleich gemacht werden dürfen.

Wie bedenklich ist die Weise, auf die im Hürtgenwald teilweise an die Vergangenheit erinnert wird?

Rass: Es ist nicht mehr so wie Anfang der 2000er Jahre, als die Polizei Gruppen bis hinter die belgische Grenze verfolgt hat, die in Waffen-SS-Uniformen aufgetreten sind. Es ist aber nur wenige Jahre her, dass auf einer Gedenkfeier am Mahmal der Windhund-Division in Vossenack jegliche kritische wissenschaftliche Forschung zum Thema mit ausgesprochen revisionistischen Kommentaren bedacht worden ist. Auch, wenn sich der extreme rechte Rand dort eher zurückgezogen hat, bedeutet das nicht, dass heute im Kontext des Hürtgenwaldes kein revisionistisches Gedankengut mehr kommuniziert wird. Auch vor Ort haben es Stimmen, die sich dem entgegenstellen, noch immer schwer. Als Bürger, als Historiker und ehemaliger Angehöriger der Bundeswehr empfinde ich es dabei im Übrigen als skandalös, dass Soldaten der Bundeswehr noch bis vor kurzem in Uniform an Gedenkfeiern an einem Denkmal teilgenommen haben, das ei-

ner Panzerdivision der Wehrmacht gewidmet ist.

Wie sieht aus Ihrer Sicht ein richtiger Umgang mit der Geschichte vor Ort aus?

Rass: „Richtig“ heißt für mich vor allem kritisch im Sinne einer ständigen Reflexion über die Art und Weise, in der wir Vergangenheit in Geschichte übersetzen. Dazu gehört es natürlich, dabei zu helfen, die Akteure, die sich vor Ort um Geschichte bemühen, zu ermutigen und zu befähigen, mit dem Thema reflektiert und kritisch auf wissenschaftlichem Niveau umzugehen. Das heißt übrigens auch, Erleben, Erfahrungen und Geschichtsbewusstsein vor Ort ernst zu nehmen und einen Dialog darüber anzubieten.

Was werden Sie tun?

Rass: Wir haben einen Antrag beim Landschaftsverband Rheinland gestellt, um grundlegende Fragen der Ereignisgeschichte aber auch der Schlachtfeldarchäologie und der Didaktisierung des Schlachtfeldes als Lernort anzugehen. Wir müssen die „Schlacht“ besser verstehen und wir müssen das „Schlachtfeld“ als einen Gewaltort besser vermitteln. Das geht nur auf Grundlage wissenschaftlicher Standards. Gleichzeitig wollen wir Menschen vor Ort, die Zugänge zu Geschichte suchen, Angebote machen, an die sie Anschluss finden können. Wir werden so viel Substanz und Engagement in dieses Vorhaben einbringen, dass ein produktiver Dialog mit allen zustande kommen kann, die an einer kritischen Aufarbeitung interessiert sind. Das soll insbesondere auch die progressiven Akteure vor Ort stärken, von denen es ja auch einige gibt! Wer indes in eingefahrenen revisionistischen Geschichtsbildern gefangen bleiben möchte, wird feststellen, dass sich eben auch anders über Geschichte sprechen lässt.

Warum gibt es eine ähnlich problematische Erinnerungskultur nicht für die Weltkriegsereignisse in den Städten Düren und Jülich?

Rass: Für Düren und Jülich lässt sich nichts Heldenhaftes erzählen.

Über die Bombenangriffe gibt es nur Horror-Berichte, das sind zivile Geschichten, die von großem Leid geprägt sind. Es gibt auch keine Erfolge, die bei der Zerstörung der Stadt erzielt worden sind. Außerdem lässt sich die Zerstörung von Düren und Jülich nicht aus dem Kontext des deutschen Angriffs- und Vernichtungskrieges herauslösen, dessen Folge die Bombardierungen sind. Das Deutsche Reich hat im Übrigen mit Luftangriffen zur Vernichtung begonnen: in Guernica 1937, in Wielun oder Warschau, später in England.

Wie erklären Sie sich, dass Düren und Jülich auf so drastische Weise dem Erdboden gleich gemacht wurden?

Rass: Dafür scheinen mir eine ganze Reihe von Faktoren in einem größeren Zusammenhang wichtig: das Ziel der Alliierten mit der Operation Queen, die Rur zu überqueren und dort Brückenköpfe einzurichten, um danach den Rhein zu erreichen. Die Bombenangriffe waren nicht zuletzt Vorbereitung für den Vormarsch der Bodentruppen. Zugleich aber ist auch der strategische Aspekt von Bedeutung: die systematische Zerstörung der deutschen Städte, wobei die US-Luftwaffe bei Tagangriffen eher auf kriegswichtige Einrichtungen zielte – und dabei vor allem Wohngebiete traf – während die britische Luftwaffe in ihren Nachtangriffen Flächenbombardements durchführte. Bei den Angriffen auf die beiden Städte griffen beide Aspekte ineinander.

Bei der Operation Queen ging es darum, das Vorrücken der US-Bodentruppen auf die Rur mit Luftangriffen zu erleichtern. Also waren die Luftangriffe taktischer Natur. Warum wurden sie dann von den Briten geflogen?

Rass: Die US-Luftwaffe war auch in der Luft. Ihre Verbände haben Angriffe auf frontnahe Ziele geflogen, die von Aachen aus gesehen vor Düren und Jülich lagen. Die Luftangriffe am 16. November 1944 waren dann eine große, koordinierte Operation der Amerikaner und der Briten. Ein Problem war, dass die Bedrohungsanalysen der Alliierten sehr schablonenhaft waren. Da reichte mutmaßlich schon das Wissen, dass Jülich und Düren die größten Städte auf dem Weg in Richtung Rhein waren, um sie als mögliche Widerstandsnester und Versorgungsknotenpunkte auszumachen. Zudem waren beide Städte Eisenbahnknotenpunkte, über die sich die Wehrmacht Nachschub verschaffte. Ende 1944 war die Luftüberlegenheit der Alliierten drückend. Die kombinierten Luftflotten hatten enorme Kapazitäten und haben diese über dem Rheinland gebündelt über einem kleinen Gebiet eingesetzt. Für Düren, Jülich oder Heinsberg bedeutete das, vereinfacht gesagt, dass die taktischen Ziele der Vernichtung von frontnahen Infrastrukturen mit einem strategischen Konzept des Flächenbombardements umgesetzt wurden. So trafen überdimensionierte Bombardements die Städte wie ein riesiger Hammer.

VORTRAG ZUM THEMA

Erinnerungslandschaft Nordeifel

Konrad und Benedikt Schöller aus Nideggen sind eingesprungen, um einen entfallenen Beitrag in der Veranstaltungsreihe „Zwischen Führer und Freiheit“ des Stadt- und Kreisarchivs Düren und des Museums Zitadelle Jülich zu ersetzen. Am Montag, 16. Dezember, referieren die Regionalhistoriker unter der Überschrift „Die Erinnerungslandschaft Nordeifel – ein Tummelplatz für Geschichtsrevisionisten?“ ab 19 Uhr in der VHS Jülicher Land. Der Eintritt ist frei.



Auf Spurensuche im Hürtgenwald: Der Geschichtswissenschaftler Prof. Christoph Rass.

ARCHIV-FOTO: JANSEN